Die neue Schweiz [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 12

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635896

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

In Meneliks Hauptstadt hatten unterdessen sämtliche europäischen Großmächte ihre Gesandtschaften errichtet. Der Herrscher, zum häufigen Verkehre mit den Weißen gezwungen, ernannte im Einverständnis mit den Großen seines Reiches Ilg zum Staatsminister. Das erleichterte den Verkehr und das gegenseitige Zutrauen. Neben der Lösung außer- und innerpolitischer Probleme suchte der Minister auch volkswirtschaftlich zum besten der Bevölkerung zu wirken. In der Provinz Wolega legte er Minen an, um die reichen Mineralschätze zu heben, er sorgte für günstigere Abfuhr der Kaffee-Ernten aus Kaffa und half an der Gründung der abessinischen Staatsbank mit.

Der König der Könige verfiel in seinem Alter einem unheilbaren Siechtum, das seine zersetzenden Reflexe auch auf Meneliks Geist warf. Die geistige Spannkraft ließ nach. Ilg, dessen Schultern allzuviel zu tragen hatten und dem für seine Arbeit wenig Dank ward, faßte den Gedanken, sich zurückzuziehen. Weitere Gründe für seinen Amtsrücktritt waren seine Wünsche, daß den beiden Söhnen eine europäische Erziehung zuteil werden möge.

Im Jahre 1906 wurde Ilg nach Zürich gerufen, weil sein Schwiegervater auf dem Todbett lag. Von dort aus reichte er sein Entlassungsgesuch als Minister ein, das zwar erst Meneliks Nachfolger genehmigte.

Nicht lange war es Ilg vergönnt, seinen wohlverdienten Ruhestand mit Freuden zu genießen. Im April 1913 befiel ihn eine Lungenentzündung, von der er sich nicht mehr erholte. Am 7. Januar 1916 verschied er. Der Kriegslärm übertönte das Begräbnis des großen Schweizers. Dennoch zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß sein Werk ebensoviel wert ist, als das eines gefeierten Heerführers von heute.

Ein einfaches Denkmal schmückt sein Grab. Prof. Dr. Conrad Keller errichtete ihm mit seinem sehr interessanten Buche „Alfred Ilg" (Verl. Huber & Cie., Frauenfeld) ein weiteres. Aus ihm entnahmen wir die Angaben zu der vorstehenden Schilderung; auch die zugehörigen Clichés stammen aus dem Werk. Das größte Denkmal wird ihm aber in den Herzen des Volkes blühn, dem er beinahe 30 Jahre lang treu und selbstlos zur Seite gestanden und dem er den Weg zur Höhe gewiesen hat.

Die neue Schweiz.

II.

Man spricht in unsern Tagen viel von der äußern und der innern Front. Und dies nicht nur in den kriegführenden Ländern, sondern auch bei uns in der Schweiz. In der Tat droht uns die Gefahr nicht nur von Außen, sondern ebensosehr von Innen. Der äußern Not steht die innere Not gegenüber. Unser Schweizertum ist krank bis in die Wurzeln hinab; unsere historischen Ideale sind inhaltsleer. Was sagen uns heute noch Begriffe wie Demokratie, Freiheit, Vaterland? Nur so viel wie sie unsere Interessen decken. Die Schweizer Devise „Alle für Einen und Einer für Alle" ist zur hohlen Phrase geworden. Das hat sich mit schrecklicher Deutlichkeit offenbart, als beim Kriegsausbruch die schamlose Hamster-, Schieber- und Spekulantenwirtschaft einsetzte. Alle Schleusen der Selbstsucht schienen damals geöffnet worden zu sein. Sie stehen zur Stunde noch offen, trotz den Anstrengungen der Behörden, sie zu schließen, trotz der Erbitterung und Verzweiflung der notleidenden Bevölkerungsschichten, die je länger desto mehr die Rettung nur von einem gewaltsamen Umsturz erhoffen. Wenn wir so weiter fahren, treiben wir rettungslos dem Abgrund entgegen.

Die Erkenntnis dieser Gefahr ist in die weitesten Kreise gedrungen. Man sucht mit Eifer nach einem Ausweg. Auf der einen Seite sieht man die Ursache der mißlichen Lage in der Natur der Menschen; ehbevor die Menschen sich bessern, werden die Zustände nicht besser werden; in erster Linie also jene bessern, dann werden diese von selbst gut. Auf der andern Seite stehen die Leute, die erst neue, bessere Einrichtungen schaffen möchten: Gesetze gegen Wucher und Ausbeutung ꝛc. und die glauben, auf diese Weise die Not und die Unzufriedenheit und den Klassenhaß, aber auch das Laster aus der Welt schaffen zu können. Professor Ragaz bekennt sich mit seinem Buche zu der Meinung der letztern. Er wird auf dieser Seite volle Zustimmung finden, während die andern sie ihm versagen wird. Es stehen sich zwei Weltanschauungen gegenüber: Diese, die alte, pessimistische, die den Menschen als von Natur aus schlecht ansieht, und darum von menschlichen Einrichtungen nichts erhofft, und die neue, optimistische, die an das Gute im Menschen glaubt und das Heil von seiner besseren Einsicht erwartet.

Wer Neues schaffen will, muß Altes niederreißen. Ragaz tut es schonungslos. Es gibt keine Schweiz mehr, die diesen Namen verdient: das ist seine Meinung. Der echte Schweizergeist ist verschwunden. Wir haben nicht Treue gegen uns gezeigt. Wir schwiegen stumm, als Belgien überfallen wurde. Es fehlte uns der Glaube an unser eigenes Staatsideal, an das Recht der kleinern Staaten. Uns fehlte ferner der Glaube an die Demokratie. Wir sprachen in der Schweiz schon geringschätzig von ihr, verführt von den Ideen und den Gedankengängen, die wir aus deutschen Büchern und Zeitungen uns aneigneten, ohne sie kritisch zu verarbeiten. Wir schimpften in gedankenloser Nachäffung deutscher Kriegspolemik über die Franzosen und Engländer, denen wir unsere politischen Ideale verdanken; über das England, das Schiller einst die „Tyrannenwehre" genannt, das Europas Freiheitshort war, das des öftern für uns eingestanden ist. Wir verachteten Serbien, das ein kleines Land ist wie die Schweiz, machten unbesehen alle Argumente gegen das Völkein aus deutsch-österreichischer Quelle zu den unsrigen; im Kampfe zweier Prinzipien der Weltgeschichte, des Absolutismus und der Demokratie, stellten wir, die älteste Republik der Welt, uns auf die Seite des Absolutismus. Das war schon vor dem Kriege so. Schon am Haager Friedenskongreß standen wir an Seite Deutschlands, das das Schiedsgericht ablehnte. Wir lehnten ein Angebot Italiens, daß Streitigkeiten schiedsgerichtlich geregelt werden sollten, mit verletzendem Mißtrauen ab. Die gleiche Gedankenlosigkeit beherrschte vielfach unsere innere Politik. Wir machten auch hier den Großstaaten nach. Wir bekannten uns zur Real-, d. h. zur Gewaltpolitik. Eine Partei beanspruchte die Macht und die Weisheit, das Volk zu seinem besten zu leiten. Diese Machtpolitik kannte keine Kompromisse. Darum wurde der Tageskampf zum rohen Partei- und Interessenkampf.

Die schweizerische Demokratie ist im Verfall. Die monarchistische Denkweise nimmt in unserem Volke überhand, genährt durch die „Berliner Woche" und „Gartenlaube" mit den unvermeidlichen Kaiserbildern, den süßlichen Romanen, in denen der Husarenleutnant die Heldenrolle spielt ꝛc. Beim Kaiserbesuch offenbarte sich, wie weit wir schon für die Monarchie reif sind; unser Interesse für das „Oberhaupt der deutschen Nation" war nicht republikanisch begrenzt. Ganz monarchistisch ist unser Glaube an die Unfehlbarkeit und Unantastbarkeit unserer Behörden. Das Amt schafft auch den Nimbus. Die Staatsmacht umgibt sich mit einer wahren Wolke von Ehrfurcht. Die Kritik wird gehaßt; sie wird diskrediziert, verleumdet, geächtet. Absolutismus verträgt keine Kritik. Der Bundesrat benutzte seine diktatorischen Kriegsvollmachten, um gesetzgeberische Vorlagen (Proporz) entgegen der Verfassung der Volksabstimmung zu entziehen und hintanzuhalten. Gegen das murrende Volk redete man in der „Sprache des Maschinengewehrs". Dieser undemokratische Geist übertrug sich längst schon auf unsere Bürokraten. Wir lassen uns von unseren Beamten, vom Schalterjüngling an bis zum Regierungsrat, auf eine Weise als Untertanen behandeln, die von republikanisch-demokratischer Würde wenig mehr erkennen läßt.

So gehen wir in völlig unzulänglicher Weise gerüstet den kommenden schweren Zeiten entgegen. Man prophezeit uns, daß dieser Krieg in schwere soziale Kämpfe auslaufen werde. Wie werden sich unsere Behörden, unsere Beamten mit diesen Ereignissen abfinden? Aus dem Geist heraus, in dem sie er-

zogen sind, werden sie den Bürgerkrieg nicht zu bannen wissen. Mit Bajonetten macht man die Hungrigen nicht satt und mit Verachtung die Unzufriedenen nicht zufrieden. Wir schwanken zwischen zwei Extremen, zwischen Reaktion und Revolution, das eine durch das andere bedingt. Diese Erscheinung ist international, sie ist die reife Frucht des Militarismus. Diesen Zustand aber kann die Demokratie weniger ertragen als irgend eine andere Staatsform. „Demokratie" — so definiert Ragaz sehr schön — „bedeutet wirkliche Volksgemeinschaft, bedeutet Familienhaftigkeit der Gesinnung. Gegenseitige Ausbeutung ist ihre Vernichtung. Durch sie wird Demokratie zu einem Hohn. Demokratie ruht auf dem Gedanken des persönlichen Wertes, der Heiligkeit eines jeden einzelnen Gliedes einer Gemeinschaft, auch des Geringsten, ja seiner erst recht. Diese Einschätzung muß auch im sozialen Leben zum Ausdruck kommen; ist dieses auf das entgegengesetzte Prinzip begründet, dann ist das Haus der Demokratie auf Sand gebaut". (Schluß folgt.)

Hermann Stegemann: Geschichte des Krieges.

II. Band.

(Statt eines Berichtes über die Lage.)

Bei dem großen Wendepunkte des Weltkrieges, wo wir mit dem Ausscheiden des Ostens aus den Reihen der Kämpfenden angekommen sind, können wir rückblickend die Zeit überschauen bis zum andern großen Wendepunkt: Der Marneschlacht. Der Anfang des Ringens hatte mit dem grandiosen Aufflammen der Kriegswut und einem Siegeszuge der Deutschen ohnegleichen begonnen. An der Marne kam er zum Stehen. Es begann das dreijährige Würgen ohne Endscheidung bis zum russischen Frieden. Erst ein Jahr deutscher Defensive im eigentlichen Sinn, dann die Teiloffensiven gegen Serbien und Rußland, dann die Aktion von Verdun und die Sommeschlacht, der österreichische Angriff in der Trentinerflanke, Brussilows Offensive, alsdann die Niederwerfung Rumäniens, die zehn österreichischen Defensivschlachten am Isonzo, Hindenburgs strategischer Rückzug zwischen Reims und Arras, die Sommeroffensiven der Entente in Frankreich 1917 und die letzten russischen Offensivversuche; dann der Schlag gegen Italien in der letzten Isonzoschlacht, zuletzt das Manöver gegen die Maximalisten, nebenher die zahllosen Fliegerkämpfe und Ueberfälle offener Städte, die Unterseebootsoffensive mit der größten Zerstörungstätigkeit, die je Vernunft leitete. Oder war es nicht Vernunft?

So viel ist geschehen, daß es dem gegenwärtig Lebenden schwer wird, nur die Reihenfolge und Bedeutung der einzelnen Aktionen festzuhalten. Und wie wollte man auch die Mühe nehmen und dem Einzelnen nachgehen? Im Vordergrunde der Gedanken stehen Gegenwart und Zukunft mit ihren Schrecken, stehen die zwölf Millionen Toten, die grenzenlose Verarmung der Menschheit und der Kummer aller Denkenden über die Zukunft menschlichen Daseins. Diese Sorgen äußern sich in Gleichgültigkeit gegenüber den schrecklichen Gegenwartsereignissen sowohl wie gegen jede Darstellung des Geschehenen. Aus der Scham heraus, nicht protestieren zu können und so seinem Gewissen Luft zu machen, liest man Bücher wider den Krieg und entsetzt sich über alle wirklich oder in bloßen Darstellungen erlebten Greuel, verurteilt aber jede Aktion gegen das Weltunglück. Man möchte jeden Fremdling für einen Propheten halten und ihn nach dem Ende dieser Weltepoche fragen. Doch leider gibts als Antwort nur ein Achselzucken oder ein düstres Deuten. In den Zeitungen tauchen wohl Inserate auf, die verlangen Kapital für die Fabrikation von Friedensartikeln. Staatsmänner sprechen jeden Monat deutlicher das Wort „Frieden" aus, und suchen Tag für Tag mehr nach Gründen, um die Schuld an dem Weiterdauern des Mordens dem Gegner aufzubürden . . . Aber das alles will nicht helfen. Es besteht weiterhin der wunderbare Unsinn, daß alle Welt in tausend Sehnsüchten nach dem Frieden schreit und dennoch alle Welt weiterleidet. Denn was die Völker tun, ist nicht plangemäßes Handeln, vorbedacht von einem rasch und vernünftig arbeitenden Gehirn, sondern die Resultante aus Millionen von einzelnen Handlungen, die blinde, unberechenbare Folge der Massenhandlung. Was Menschen tun, hat nahe Ziele, aber ferne Folgen. Erst wenn die Politik zur hohen Wissenschaft geworden und der Gegenstand dieser Wissenschaft: Die Gesetze der Massenhandlung, erforscht wird, kann Hoffnung kommen, diesem blinden Weltgeschehen zu entrinnen. Es ist wahrlich Pessimismus genug vorhanden, wenn man erkennt, wir sehr die Menschheit leidet an dem Zwiespalt, der besteht zwischen ihrem Handelnmüssen und der eigenen, bessern Einsicht, wie sie handeln sollte.

Was sollen wir nun anfangen mit Stegemanns „Geschichte des Krieges" wenn wir nicht Lust haben, Schlachtenfolgen zu lesen, die Lösung strategischer Probleme zu verfolgen, Aktionen von Armeen auf der Landkarte mit Hülfe von Stecknadeln zu fixieren? In 60,000 Exemplaren rückt der 500seitige, sehr schön und auf gutes Papier gedruckte zweite Band auf. Wer sich ein Stück weit hineinliest, wird bald entschieden haben, ob er weiter lesen kann. Viele werden eine Unfähigkeit verspüren, die tragischen Ereignisse heute schon als historische Tatsachen zu betrachten, abgesehen davon, daß die rein historische Betrachtungsweise Stegemann abgeht. Wer einen Gefallenen betrauert, wird mit Bitternis hören, welche Taten dies und jenes Korps, selbst das Korps des Toten, vollführt habe.

Stegemann spricht in seinem Vorwort davon, welches Wagnis es auf sich habe, den Krieg in seinen innern Zusammenhängen darzustellen. Fürwahr! Nichts lieber als die innern Zusammenhänge möchten wir erfahren. Aber wir lesen und lesen und erfahren nichts als Befehle von Generälen, Beschlüsse des Hauptquartiers, Absichten der Führer, Truppenmärsche und Verschiebungen — wir lesen weiter — und wir haben nichts, das die Blicke auf sich zöge in dem rastlosen Getrieb und Gewirr von gehäuften Taten, die alle nur da sind, aber nichts bedeuten. Die Dinge und Tatsachen sind nicht nur, sie bedeuten auch etwas. Soll die Bedeutung des Krieges darin liegen, daß „gewürfelt" wird um das Schicksal Oesterreich-Ungarns und Deutschlands? (S. 265 unten). Ward denn nicht auch um das Schicksal Rußlands, Polens, um das Schicksal von Millionen Einzelner gewürfelt? Und hat die Menschheit ein Interesse daran, daß die Würfel für den einen oder den andern fallen, oder daß vielmehr jedes von den Völkern das andere fördere? Was uns ins Stegemans Buch als Bedeutung des Geschehens vorgeführt wird, kann für den Menschen der Zukunft keinen Sinn mehr haben.

Die ersten 150 Seiten des Werkes beschäftigen sich mit den Ereignissen im Westen zwischen dem 12. September und dem 15. November 1914. Ein späterer Abschnitt führt die Betrachtung fort bis zum 15. Februar 1915. Die Ereignisse im Osten gehen weiter bis zum 21. Februar. Also von dem eingangsbezeichneten ersten Jahr eigentlicher Defensive der Deutschen nur das erste Drittel. Später wird die Darstellung noch wesentlich breiter werden müssen, da schon im Frühling 1915 Italien zur Entente übergeht. Das Gesamtwerk wird auf mindestens ein Dutzend Bände anwachsen müssen (wenigstens drei auf ein Jahr Krieg). Eine derart breite Darstellung hat nur Berechtigung, wenn sie entweder reine Geschichte oder reiner Roman sein will. Stellenweise nur schreibt Stegemann sachlich. Dann taucht plötzlich eine Stelle auf: „Die sanfte Landschaft erschauerte im Aufruhr der Elemente". Oder: „Es war keine „Wasserlüge" die hier ersonnen wurde, sondern furchtbare Wirklichkeit". Mußte das Buch in diesem Stiel geschrieben werden, um „interessant" für 60,000 Leser zu werden? Jenes „Interesse" ist keine Konzessionen wert; wer aber solche macht, ist gerichtet. Wir wollen gar nicht reden von der Parteinahme des Autors, die schließlich in die Verherrlichung der stärksten und das Bemitleiden der schwächern Militarismen übergehen muß. Wir halten uns nur an die Darstellungsweise und halten fest, daß ein kriegsgeschichtliches Werk verunstaltet wurde durch einen Stil, der anderswo sehr angebracht sein mag, hier aber eine verfehlte Wirkung tut. A. F.